

## Geradheit

### Paulus als Schutzpatron des Rückgrats in der Kirche

Knut Backhaus

1. Paulus als Autobiograph. Oder:  
Der Charakter als Argument

Nie soll das Christentum  
die großartige Unbefangenheit ablegen,  
in der es bei Paulus auch das Denken  
als von Gott kommend anerkennt.  
Nie soll sich das Frühlingshafte  
paulinischen Christentums  
in dem unsrigen überleben.

Albert Schweitzer<sup>1</sup>

Vor dem Petersdom wacht der Apostel Paulus, wie wir ihn kennen: die Buchrolle in der Linken, das Schwert des Glaubens in der Rechten, den Blick teils ins Heilige Buch, teils prüfend in die Welt. Kein Zweifel: ein Rückgrat der Kirche<sup>2</sup>.

Ein zweites Bild indes mag Zweifel wecken: Paulus im Korb<sup>3</sup>. Der Apostel nimmt Reißaus; statt das Schwert führt er das Hasenpannier; für ein Buch ist kein Platz; der Blick richtet sich nach unten. Diese Darstellung holt uns Paulus gewissermaßen vom Sockel. Die Mauer, von der er sich herabseilen lässt, ist der Stadtwall von Damaskus, und die Christen der Stadt helfen ihrem ehemaligen Verfolger dabei, möglichst unauffällig zu entschwinden.

Abb.1: Paulus vor dem Petersdom

Abb.2: Paulus im Korb

Diese Szene aus der Apostelgeschichte (9,25) mutet romanhaft-fiktiv an, aber sie wird uns von Paulus bestätigt, der es wissen muss, da er dabei war (2Kor 11,32f.). Wie denn das Leben dieses kantigen Kauzes viel romanhafter war, als es uns zwischen gipsfigürlich-katholischem Heiligenkult hier und grau-protestantischem Lehrbuchwissen dort vorkommen mag. Immerhin: Wenn ein Bote viermal um den Großteil der bekannten Welt eilt, auf schwieligen Füßen oder wurmstichigen Schiffen, weil er eine Botschaft hat, die ihn trägt und treibt, dann treibt und trägt ihn anderes als ergötzliche Heiligkeit oder stimmige Rechtfertigungslehre. Dann hat er ein Geheimnis, und es wäre viel gewonnen, wenn wir uns dem nähern könnten.

Dazu bedarf es des Originals. Schauen wir auf einen Teil der sogenannten Narrenrede des Apostels, die wir im Zweiten Korintherbrief (11,16–12,13), Mitte der Fünfzigerjahre, finden. Schon der erste Satz unseres Abschnitts führt uns in das Titelthema, und dies mit Wucht. Paulus setzt sich hier mit tora-orientierten Missionaren auseinander, die sich auf ihre jüdische Herkunft berufen und den Korinthern – wie Paulus es sieht – ihre innere Freiheit nehmen, das Rückgrat brechen wollen:

Ihr haltet es aus, wenn jemand euch zu Knechten macht – wenn jemand euch auffrisst – wenn jemand euch einfängt – wenn jemand sich aufplustert – wenn jemand euch ins Gesicht schlägt. Schande auch: So stark bin ich nie gewesen!

Wenn aber jemand waghalsig ist – ich rede jetzt dumm daher –, dann bin ich es auch!

Sie sind also Hebräer? Ich auch! Sie sind Israeliten? Ich auch! Sie sind Abrahams Spross? Ich auch! Diener Christi sind sie? Von Wahnwitz berührt, sage ich: Ich viel mehr! In Anstrengungen umso mehr, in Haft umso mehr, geprügelt noch und noch, den Tod vor Augen immer wieder. Fünfmal habe ich von den Juden die 39 Hiebe bekommen. Dreimal hat man mich ausgepeitscht; einmal bin ich gesteinigt worden; dreimal habe ich Schiffbruch erlitten; eine Nacht und einen Tag trieb ich auf

hoher See. Oft auf Straßen, gefährdet von Flüssen, gefährdet von Räubern, gefährdet vom eigenen Volk, gefährdet durch Heidenvölker, gefährdet in der Stadt, gefährdet in der Wüste, gefährdet auf dem Meer, gefährdet durch Scheinbrüder; in Mühsal und Schweiß, oft schlaflos, in Hunger und Durst, mit leerem Magen oft, frierend und nackt. Abgesehen von all dem Übrigen: der tägliche Andrang zu mir, die Sorge um all die Gemeinden. Wer ist schwach, und ich bin nicht schwach? Wer empört sich, und ich gehe nicht in Flammen auf?

Wenn schon Großtuerei nötig ist, dann tue ich mich mit meinen Schwächen groß! Der Gott und Vater des Herrn Jesus, der gepriesen ist in Ewigkeit, weiß, dass ich nicht herumlüge. In Damaskus bewachte der Ethnarch des Königs Aretas die Damaszener-Stadt, um mich einzufangen. Doch durch ein Fenster wurde ich in einem Korb durch die Mauer hinabgeseilt, und ich entkam seinen Händen. (2Kor 11,20–33)

Das Pathos, schon die Drapierung als „Narr“, ist hochrhetorisiert. Exegeten sprechen hier von einem Peristasenkatalog, das heißt: eine Aufzählung der apostolischen Leiden, die Paulus als glaubwürdigen Zeugen seines Herrn ausweisen: sein Reden als authentisch, seine Botschaft als wahr. Die vor Augen gemalten Leiden dienen also der Beglaubigung: Sie dokumentieren nicht Biographie, sie demonstrieren sie. Der Text ist indes nicht fiktiver als Autobiographie allgemein<sup>4</sup>. Einiges ist durch die Apostelgeschichte belegt. Wenn Paulus aus seinem Herzen kein Hehl macht, tut er das nach der Art, die Quintilian, der bedeutende Rhetorik-Lehrer der Flavien-Zeit, dem Redner rät. So solle man reden wie jene Schauspieler ernster Stücke, die er oft gesehen habe: Auch dann noch hätten sie weitergeweint, als sie die Maske abgelegt hatten (inst. orat. 6,2,35). In der Tat: *Nec incendit nisi ignis* – „Nichts entfacht den Brand außer Feuer“ (6,2,28). Hier stoßen wir auf eine rhetorische Grundregel, die uns die Entdeckungsreise durch den Charakter des Apostels erleichtern wird. Die überzeugende Rede wird nicht *lege artis* gehalten, und Paulus hat sich von derartiger Schulrhetorik

mit Verve distanziert. Erst dann kann ein Redner den Hörer gewinnen, wenn er ihn schnurstracks in sein Inneres führt – noch einmal mit Quintilian: *certe melius persuadebit aliis qui prius persuaserit sibi* – „Ganz sicher wird einer andere umso eher überzeugen, der sich zuvor selbst überzeugt hat“ (12,1,29).

Genau so will Paulus seine intuitive Redekunst verstanden wissen. Am klarsten sagt er dies zum Abschluss eines anderen Peristasenkatalogs, wenn er pathetisch meldet, er habe den Korinthern seinen Mund weit aufgetan, damit sie Zugang zu seinem Herzen fänden und sich dort, nicht eingeeengt, umtun könnten: ein Habenicht, der viele reich macht (vgl. 2Kor 6,10–13).

Damit haben wir die Missionsmethode des Apostels recht genau erfasst. Der Charakter wird zum ethischen Argument, genauer: zu einer Art ästhetischen Lebensraums<sup>5</sup>. Von daher wird die uns heute verlegen stimmende wiederholte Aufforderung des Paulus zur Paulus-Mimesis einsichtig: „Werdet meine Nachahmer, so wie ich Christus nachahme!“ (1Kor 11,1; vgl. 1Kor 4,16; Phil 3,17; 4,9) In einer Christengemeinde, die zu 95 Prozent aus Analphabeten bestand, lag die einzige Möglichkeit, in knapper Zeit zu lernen, was Christsein hieß, darin, den Blick auf den Typos, das Vor-Bild, zu werfen, genauer: teilzuhaben an den Quellen, aus denen der Typos lebte. Ethik wird zur Charakter-Ästhetik – anders ging es nicht, und zudem ging es so offenkundig wirkungsvoll. Mission also war für Paulus Teilgabe an der eigenen Gottes- und Christus-Beziehung und damit an der eigenen Charakterbildung. In der rhetorischen Theorie der Zeit stellt der Charakter (ἦθος/mores) als Grundlage der *auctoritas* ein „Beweismittel“ dar: Der beste Rat-schlag, den man geben kann, ist die eigene Lebensführung (vgl. Quintilian, *inst. orat.* 3,8,13; 6,2,8–13; 12,1,24).

Warum also nimmt der Apostel gemäß seiner „Narrenrede“ all dies auf sich: gesteinigt, ausgepeitscht, auf hoher See? Die Antwort lautet: Weil das stärkste Argument für die Wahrheit, die ein Redner verkündet, sein eigener Charakter ist.

Denn in diesem Charakter hat sich ja lebenslang diese Wahrheit ausgeprägt. Im Sinne Bert Brechts: „Sage mir nicht, was du glaubst. Sage mir, was sich ändert, wenn du es glaubst!“<sup>6</sup> Paulus hätte dem zugestimmt. Die Rolle des Biographischen im religiösen Sprechen liegt für den Apostel darin, dass der Bios die Wahrheit belegt. Sein Authentizitätsanspruch ist deshalb weit entfernt von der feinen Ironie eines Max Scheler: Wie ein Wegweiser sei der Ethiker; er weise schon die richtige Richtung, aber gehe ja nicht selbst in die Richtung, die er weise<sup>7</sup>. Näher liegt ihm Kierkegaard: „Es kommt darauf an, dass einer es wagt, ganz er selbst, dieser bestimmte einzelne Mensch zu sein; allein vor Gott, allein in dieser ungeheuren Anstrengung und mit dieser ungeheuren Verantwortung“<sup>8</sup>.

Für Paulus muss der, der eine Wahrheit verkündet, für diese Wahrheit einstehen, indem er wagt, ganz der zu sein, der er vor Gott sein soll. Tut er dies nicht, ist diese Wahrheit nicht wert, verkündet zu werden. Wer nicht nach der Wahrheit lebt, die er bekennt, ist nicht inkonsequent – er ist der gefährlichste Feind dieser Wahrheit selbst<sup>9</sup>. Zwischen dem Apostel und dem Evangelium kann daher nicht getrennt werden; sie sind zwei Seiten einer Medaille. Empathisch hat das ein so unerwartbarer Bibelleser wie Ludwig Wittgenstein, vielleicht der folgenreichste Philosoph des 20. Jahrhunderts, entdeckt:

Ein Apostel sein ist ein *Leben*. Es äußert sich wohl zum Teil in dem was er sagt, aber nicht darin daß es wahr ist, sondern darin daß er es sagt. Für die Idee leiden macht ihn aus, aber auch hier gilt es, daß der Sinn des Satzes ‚dieser ist ein Apostel‘ die Art seiner Verification ist. Einen Apostel beschreiben heißt ein Leben beschreiben.<sup>10</sup>

Es gehört zu den üblichen Projektionen im theologischen Tagesgeschäft, dass man den Apostel Paulus zum Pionier des eigenen Fachs und selbstverständlich auch der eigenen Konfession werden lässt. Er wird dann eine Art schlanker Martin Luther mit scharfer Nase und Halbglatze, ein Exegese-Profes-

sor auf steter Dienstreise, der sich durch intensive Kenntnis der Paulus-Korrespondenz ausgewiesen hat. In diesem Sinn jedenfalls scheint mir nicht selten Albert Schweitzers Aperçu verstanden zu werden, Paulus taugte als Schutzpatron des Denkens im Christentum.

Nichts weniger als das – in einem vordergründigen Sinn jedenfalls. Das Denken des Paulus ist alles andere als widerspruchsfrei. Der Denkerfürst, als den man ihn oft hinstellt, ist er gewiss nicht. Gerade an einem seiner wohl wichtigsten Gedankengänge, Röm 9–11, dem sogenannten *Tractatus de Iudaeis* mit seinen argumentativen Ecken, Rissen, Sackgassen und Gewaltstreichen, kann man zeigen, dass Paulus alles andere als Dogmatik-Traktate schreibt<sup>11</sup>. Nicht Logik ist sein Denken, sondern Leidenschaft. Er ist *homo religiosus* durch und durch. Und doch, schauen wir näher hin, hat Schweitzer nicht Unrecht. Denn nicht darin ist ihm Paulus Schutzpatron, dass er etwa in vorbildlichen Bahnen gedacht habe, sondern darin, dass er überhaupt gedacht hat, obwohl er doch gläubig war. Anders gesagt: darin, dass er das religiöse Sprechen und die Authentizität im Denken von innen her miteinander verbunden hat.

In diesem Sinn wird man Schweitzer beipflichten: In Paulus lebt eine „uneingeschränkte und ungebrochene Ehrfurcht vor der Wahrheit“, die sich keiner anderen Macht beugte als der Liebe (und auch dies in einem denkbar unromantischen, ja groben Sinn). Paulus habe – so Schweitzer – den Christen ein für alle Mal den Weg gewiesen: Der Glaube hat vom Denken nichts zu fürchten, wohl aber alles zu fürchten von Autoritäten, von Mächtigen und Mehrheiten, denen es dünkt, mit Frieden und Frömmigkeit der Freiheit des Evangeliums Genüge zu tun:

Die Worte ‚Den Geist dämpft nicht‘ und ‚Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit‘, die er in die Entstehungsurkunden des Christentums eingetragen hat, besagen, daß das denkende Christentum in dem glaubenden sein Recht haben soll und

daß es dem Kleinglauben niemals gelingen darf, mit der Ehrfurcht vor der Wahrheit fertig zu werden. Nie soll das Christentum die großartige Unbefangenheit ablegen, in der es bei Paulus auch das Denken als von Gott kommend anerkennt. Nie soll sich das Frühlingshafte paulinischen Christentums in dem unsrigen überleben.

Paulus ist der Schutzheilige des Denkens im Christentum. Vor ihm müssen sich alle verbergen, die dem Evangelium mit der Vernichtung freien Denkens im Glauben an Jesum zu dienen glauben.<sup>12</sup>

## 2. Der sperrige Paulus.

Oder: Galle speien – Kreide schlucken – Geist atmen

### 2.1 Der Signifikanzmaßstab

Was hat es mit dieser „großartigen Unbefangenheit“ näher auf sich?

Es gab Gründe dafür, dass Paulus nicht nur aus Damaskus im Korb, sondern – nach dem freilich stilisierten Bericht der Apostelgeschichte – von nahezu jeglichem Wirkungsort verstoßen und entweichen musste. Ich zähle vierzehn Prozesse gegen Paulus in den 28 Kapiteln der Apostelgeschichte. Es gab Gründe dafür, dass er von seinen Zeitgenossen verprügelt, gesteinigt und schließlich enthauptet wurde. Er wurde nicht verfolgt, weil er fromm war. Es war zündend, was er trieb – „zündelnd“ hätten besorgte Beobachter, wie die Leute um Jakobus in Jerusalem, gesagt. Suchen wir jenen Zündstoff in einem Satz zu fassen, so müssen wir den von Paulus selbst entlehnen: „Die Juden fordern Wunderzeichen, die Hellenen suchen Weisheit, wir dagegen verkünden Christus als Gekreuzigten – den Juden Skandal, den Heiden Dummheit, denen aber, die berufen sind, Juden wie Hellenen: Christus – Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Das nämlich, was an Gott dumm ist, ist weiser als Menschen, und das, was an Gott schwach ist, ist stärker als Menschen“ (1Kor 1,22–25).



Was Paulus hier beschreibt, nennt sich *Signifikanzmaßstab*. Im wissenssoziologischen Fachjargon: Bei jedem Sozialisierungsprozess, beim Aufbau eines kognitiven und normativen Bezugssystems, bedarf es eines Präferenzkriteriums, das die Wertigkeit der einzelnen Elemente im Wissenssystem festlegt. Einfacher und im Bild gesagt: In unserem inneren Universum muss es eine Sonne geben, die selbst unbeweglich bleibt und nach der sich die Umlaufbahnen richten. Man spricht hier vom *significant other*, also jenem Anderen, das mir die Bedeutungshierarchien vorgibt, oder vom *court of reputation*, also jener Instanz, die meine Selbstwahrnehmung und -wertschätzung leitet. Ist mir also etwa die Lehrmeinung des Papstes leitender Maßstab oder die jüngste Meinungsumfrage, Karl Barth oder mein Fernsehapparat?

Dies vorausgeschickt, verstehen wir die Äußerung des Paulus, die er oft variiert, besser: Letzter Signifikanzmaßstab ist ihm weder die Orientierung an übernatürlichen Kraftzeichen, wie er sie in der frühjüdischen Religiosität verortet, noch die an intellektuellen Ordnungssystemen, die er in der paganen Denktradition wahrnimmt, sondern die Beziehung zu Jesus Christus. Das für ihn entscheidende Sozialisierungsgeschehen begann mit dem, was wir Damaskus-Ereignis nennen. In einer seiner intimsten Mitteilungen beschreibt er dies so:

Was immer mir Gewinn war, habe ich um Christi willen abgeschrieben. Ja, genau so: Ich habe alles abgeschrieben, weil die Erkenntnis Christi, meines Herrn, mich überwältigt hat. Um seinetwegen habe ich es hinter mir gelassen, und ich halte es für Dreck, damit ich Christus gewinne, und in ihm gefunden werde: nicht wegen meiner Gerechtigkeit aus der Tora, sondern jener durch Glauben an Christus, die Gerechtigkeit aus Gott, die auf dem Glauben beruht: dass ich ihn erkenne und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinen Leiden. So gleiche ich mich seinem Tod an und sehe, ob ich auch zur Auferstehung von den Toten gelange. Nicht

dass ich es schon erreicht hätte oder schon vollendet wäre. Ich jage dem aber nach, dass ich es vielleicht zu fassen bekomme – vielmehr: dass ich selbst erfasst worden bin von Christus. (Phil 3,7–12)

Kurz: Christ wird man durch eine personale Beziehung zu Jesus Christus. So zeigen die Peristasen: Nicht wie es uns geht, ist entscheidend, sondern wer mit uns geht. Diese Beziehung drückt Paulus in Präpositionalwendungen aus, die als *cantus firmus* seine ganze Korrespondenz durchziehen: mit Christus, in Ihm, durch Ihn. Christus wird gewissermaßen zu einem existentiellen Lokativ, in dem sich der Glaubende verankert, ein Ort, der ihn trägt und atmen lässt. Die besonders von Rudolf Bultmann forcierte Scheidung zwischen einem soteriologischen Indikativ (der Rechtfertigung aus dem Glauben) und einem ethischen Imperativ (der daraus abgeleiteten Sollensforderung) verfehlt dieses personale Beziehungsgefüge: Christologie ist nicht erst nachträglich handlungsbezogen, und Ethik ist gar nicht anders zu vollziehen denn als eine ins eigene Leben übersetzte Christologie. Einfacher: Der Glaube ist Lebensprozess, und in der gegenseitigen Zuwendung von Kyrios und Glaubendem ist zwischen Schenken und Fordern, Indikativ und Imperativ, gar nicht zu unterscheiden. Denn auch das Handeln ist erlöst, und der Glaube hat „Hand und Fuß“, verwirklicht sich in der Tat: Wer aus der Gnade lebt, lebt aus der Gnade<sup>13</sup>.

Albert Schweitzer hat dies die „Mystik“ des Apostels genannt. Der Begriff wird heute mit der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Frömmigkeitsströmung verbunden und trifft die herbe Alltäglichkeit paulinischer Spiritualität – Ernst Käsemann beschreibt sie als „Gottesdienst im Alltag der Welt“ – kaum. So spricht man neuerdings von einer partizipativen Christologie: eine personale Beziehung durch Teilhabe des Paulus an Christus und Christi an Paulus<sup>14</sup>. Diese Beschreibung erfasst in der Tat ein breites und tiefes Spektrum des paulinischen Glaubens: Taufe und Herrenmahl, die Ekklesia als „Leib Christi“, die Charismen eines jeden Gliedes an die-

sem Leib, die korporativ ausgerichtete Alltagsethik, schließlich die Bewältigung des individuellen Sterbenmüssens. All dies führt in die dynamische Gemeinschaft mit Christus. Auch der Glaube gewinnt seine Biographie.

Was unserem Absatz eigenen Reiz gibt, ist diese perspektivische Dynamik. Wir stellen uns Paulus vielleicht zu sehr als Offenbarungsträger vor, der im Anschluss an sein Damaskus-Erlebnis keine Entwicklung mehr erfahren hat, der über alles Bescheid weiß und gibt. In der zitierten Selbstmitteilung sehen wir einen anderen Paulus: Er ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich unterwegs, weiß, dass er nicht vollendet ist, noch viel zu lernen hat an der Seite seines Herrn, dass er – wie alle Menschen – am seelischen Wegrand sterben wird und dass es am Ende nicht darauf ankommt, wie er an Christus glaubt, sondern dass Christus an ihn glaubt. „Nachjagen, dass ich es erfasse“ – und dann berichtigt er sich: „dass Er mich erfasst hat“. *Non habemus Christum, sed Christus habet nos.*

Paulus bringt diese Dynamik am Ende jenes Gedankengangs, aus dem ich zitiert habe, in einem prägnanten Satz zur Geltung. Ein Satz, der auf die Fassade des Petersdoms gehämmert werden sollte (und an die Wand über den Sitzungssesseln eines jedes Pfarrgemeinderats): *πλήν εἰς ὃ ἐφθάσαμεν, τῷ αὐτῷ στοιχεῖν* – „Wo wir aber angelangt sind, damit im Einklang stehen!“ (Phil 3,16) Das Verb *στοιχεῖω* bezeichnet ursprünglich den rechten Standort in der Hoplitenphalanx, die gerade Standlinie bei der Aufstellung zur Schlacht. Es wird dann umfassend für Harmonie verwendet, in unserem Fall für den Einklang des biographischen Punktes, den ich erreicht habe, mit dem, was ich vom Glauben wirklich weiß und sagen kann. Es geht Paulus also um die Balance zwischen der *veritas vitae* und der *veritas fidei*, die Stimmigkeit zwischen dem geglaubten und dem gelebten Evangelium.

In dem genannten Prinzip sehe ich eine Summa der paulinischen Ethik. Zu der Wahrheit, die man erreicht hat, muss man stehen. Die einzige Sünde ist dann letztlich der perfor-

mative Selbstwiderspruch: Wer nicht nach der Wahrheit lebt, die er bekennt, widerlegt diese Wahrheit durch sein Leben. Paulus variiert diese Denkfigur in seiner Rede vom Leben, das der Erlösungsbotschaft würdig ist (Phil 1,27; vgl. 1Thess 2,12). Abermals: Hier geht es keineswegs darum, dass ein sittlicher Imperativ aus einem soteriologischen Indikativ „abgeleitet“ wird. Es geht schlicht um den Lokativ, den existentiellen Ort des Christen. Der individuelle Bios wird zum Lebensraum, in dem das Evangelium wahrgenommen, ausgemessen, umgesetzt wird, nicht nur mit seinen ethischen Normen, sondern auch unter dem Aspekt von Erlösung, Freiheit und Gnade.

Im theologischen Gefüge besitzt Paulus den archimedischen Punkt: den Vertrauensglauben an Jesus Christus, die Definition des Christseins als dynamische Christus-Beziehung und damit als Teilhabe im Offenbarungsprozess eines menschlichen Gottes, dessen Offenbarungsort der Alltag ist. Von diesem Punkt aus hebt er die Welt aus den Angeln. Man kann das *sola fide* nennen, wenn daraus nur kein theologisches Rechenpäckchen wird.

Von diesem Ausgangspunkt greifen wir die drei respektlosen Partizipien unserer Überschrift auf und übersetzen sie in seriöses Griechisch, vor allem aber ins theologische Existential. Dann wird im paulinischen Idiom aus „Galle speiend“ παρρησία, aus „Kreide schluckend“ ἐλευθερία und aus „Geist atmend“ πνεῦμα.

## 2.2 Freimut (παρρησία)

Wo immer der archimedische Punkt auf dem Spiel steht, wird Paulus deutlich, überdeutlich, grobschlächtig. Im Exegetenjargon bezeichnet man derlei als „Zwischenfall“.

Da kommt es, Ende der Vierzigerjahre, zum antiochenischen Zwischenfall (vgl. Gal 2, bes. 2,11–14). Paulus bricht mit seinem bisherigen Mentor Barnabas und mit Kephas sowie der Mehrheit der Gemeinde von Antiochien, als diese unter dem

Einfluss von toraorientierten Urchristen – Paulus spricht von eingeschlichenen Mächtgern-Brüdern und Sklaventreibern (vgl. 2,4) – die Tischgemeinschaft zwischen Juden- und Heidenchristen aufheben und, wie Paulus unterstellt, zu „heucheln“ beginnen. Wir dürfen annehmen, dass die so Kritisierten nicht aus Tücke handeln. Sie stammen aus einer religiösen Tradition, die starken Wert auf ein defensives Reinheitsverständnis legt. Die dem Gottesvolk geschenkte Heiligkeit muss auch physisch zum Ausdruck kommen und verteidigt werden. Für Paulus jedoch ist das Wichtigste der „religiösen Tradition“, in der alle Getauften jetzt stehen, Jesus Christus selbst. Angesichts der Heiligkeitsoffensive Gottes im Christus-Geschehen fallen die alten Schranken. Er habe sich, so betont Paulus, den Jerusalemer Judenchristen auch nicht eine Stunde lang untergeordnet, und zwar um der Wahrheit des Evangeliums willen (2,5). Die Urapostel sind ihm solche, die „gelten, als wären sie etwas“, deren Vergangenheit ihn allerdings nicht interessiert (2,6; vgl. 2,9). Als Kephas und Barnabas sich zu Antiochien feige der allgemeinen „Heuchelei“ angeschlossen hätten und Paulus sah, „dass sie nicht geradfüßig zugehen auf die Wahrheit des Evangeliums“ (2,14: οὐκ ὀρθοποδοῦσιν πρὸς τὴν ἀλήθειαν τοῦ εὐαγγελίου), da habe er dem Kephas ins Angesicht widerstanden. Und in der gleichen Geradheit verlässt Paulus die antiochenische Gemeinde, offenkundig mit so viel Wut, dass es ihn zu Fuß von Antiochien nach Europa treibt, wo er die Evangelisierung energisch in Angriff nimmt. Ein nachahmenswertes Beispiel übrigens: Brannte Paulus vor Wut, war er nicht alsbald ausgebrannt, sondern er schlug Feuer daraus. Man soll aus der Krise die Chance machen.

Krisen gab es reichlich, so auch der korinthische Zwischenfall, Mitte der Fünfzigerjahre: Paulus besucht die Gemeinde in Korinth von Ephesus aus. Es kommt in einer Gemeindeversammlung zum Eklat. Es geht um die Autorität des Apostels und damit um „sein“ Evangelium. Abermals reist er unverzüglich ab und schreibt von Ephesus aus den sogenann-

ten Tränenbrief (2Kor 10–13), der etwa alle pastoralen Kunstfehler enthält, die man begehen kann. Hätte nicht der offenbar besonnenere Titus Vermittlungsarbeit geleistet, wäre das Verhältnis der Gemeinde zu ihrem Gründer wohl beendet gewesen.

Paulus kann seine Gemeinden mit der Zuchtrute bedrohen (1Kor 4,21), seine Gegner ironisch als Superapostel (2Kor 12,11), unironisch als Hunde (Phil 3,2) apostrophieren. Die erste Exkommunikation der Kirchengeschichte – die feierlich-vollmächtige Übergabe eines Unzüchtigen an den Satan „zum Verderben des Fleisches“ (vgl. 1Kor 5,4f.) – hat er ausgesprochen. Die Korinther werden es kaum als charmant empfunden haben, wenn Paulus sie mit Blick auf ihre Vergangenheit, ohne brieflich Atem zu holen, als „Unzüchtige, Götzendiener, Ehebrecher, Lustknaben, Manneschänder, Diebe, Raffgierige, Saufbolde, Schmähmäuler und Räuber“ titulierte (1Kor 6,9f.); von den kaum mehr als fünfzig Gemeindegliedern konnte sich jeder einen Titel aussuchen. Der einzige Witz, den Paulus je macht, ist die geschmacklich zweifelhafte Vertauschung von Beschneidung mit Kastration (Gal 5,12; Phil 3,2). Auch ein solcher Satz fehlt leider nicht: „Die Juden haben den Herrn Jesus getötet und die Propheten und uns verfolgt. Sie missfallen Gott und sind Feinde aller Menschen“ (1Thess 2,15) – ein Arsenal, aus dem sich die folgenden Jahrhunderte antisemitisch bedienen konnten (umso weniger sollten wir übersehen, dass hier ein Jude innerjüdisch spricht). Kurzum: In mancher Beziehung schattet der Apostel tatsächlich den anderen großen Grobian um des Evangeliums willen aus dem 16. Jahrhundert voraus.

Wann immer Paulus das Evangelium oder dessen Überlebensbedingungen in Gefahr sah, bemühte er sich um „Geradfüßigkeit“. Im neutestamentlichen Griechisch feiert ein rhetorischer Fachbegriff für eine solche Haltung Urständig: *παρρησία* (über Paulus: Apg 13,46; 14,3; 19,8; 26,26; 28,31; bei Paulus ausdrücklich: 2Kor 3,12; 7,4; Phil 1,20; Phlm 8; vergleichbar ist

πεποίθησις: 2Kor 1,15; 3,4; 8,22; 10,2). Der Begriff spielte in zwei Lebensfeldern eine wichtige Rolle. Das erste Lebensfeld war, in der Kaiserzeit alles andere als selbstverständlich, die demokratische Redekultur: das Recht – im Konfliktfall der Mut – des freien Vollbürgers seine Ansicht offen, öffentlich, sachgemäß, vorbehaltlos und angstfrei zu äußern. Das Urchristentum hat daraus eine Art himmlischen Bürger- und Rederechts gemacht. Die Inanspruchnahme dieses Rechts hat vielen Urchristen, am Ende auch Paulus, das Leben gekostet. Das zweite Lebensfeld war die Freundschaftsethik: Personale Beziehungen finden Ursprung, Mitte und Ziel darin, dass man einander die Wahrheit sagt. Es ist nahezu das Wesen von Freundschaft, dem anderen gerade ins Gesicht die Wahrheit zu sagen und ihn trotzdem zu schätzen. Wo das Sachproblem als Beziehungsproblem gesehen wird, da jedenfalls hat man nicht begriffen, was Freundschaft meint. Dieser demokratische und freundschaftsethische Wert wurde also zu einem Kennzeichen christlicher Glaubensrede. Wir übersetzen παρρησία meist etwas blass mit „Freimut“; passender scheint mir „Freisein in Gott“, „Unerschrockenheit gegenüber Mächtigen und Mehrheiten“, „Geradheit vor Gott und durch Gott“, vielleicht sogar: „christliches Selbstbewusstsein“.

### 2.3 Freiheit (ἐλευθερία)

Soweit zu Paulus, dem Urprotestanten. Jetzt zu Paulus, dem Kryptokatholiken, der die Kirche trotz allem liebt, und zwar leibhaftig bis zum Tod. Neben das „Galle speien“ tritt das „Kreide schlucken“, neben die παρρησία die ἐλευθερία als paulinisches Existential. Freiheit ist neben Freimut das zweite Signum paulinischer Ethik. Was aber hat sie mit der Kreide zu tun?

Freiheit ist für Paulus ein Solidaritätsbegriff. Er beschreibt sie, vermutlich einen Slogan von Gemeindemitgliedern aufgreifend, mit dem Satz πάντα μοι ἔξεστιν – „Alles ist mir

erlaubt!“ Aber er fügt sogleich hinzu: „Aber nicht alles nützt! Alles ist mir erlaubt, aber ich werde mich durch nichts beherrschen lassen!“ (1Kor 6,12) Christus der Befreier hat die Gläubigen nicht in seichte Bindungslosigkeit geführt oder in neue Sklaverei, bei der nur die Obrigkeit gewechselt hat (auch die Gaumenfreude, die Sexualität, die Eigensucht kann nicht nur kurzfristig fesseln, sondern langfristig in Sklavenketten legen). Christus hat eine verbindliche, eine verantwortliche, eine gemeinschaftliche Freiheit gestiftet. So tritt jedes Individuum durch die Taufe in eine „Körperschaft“ ein – buchstäblich: in den Leib Christi, die Ekklesia. Das starke Rückgrat des Christen besitzt er auch dazu, damit er, wenn nötig, die Last des Anderen mitschultert. Oder, wie Paulus gern sagt: Die Freiheit hängt mit der οἰκοδομή (vgl. z.B. 1Kor 10,23; 14,26), mit dem Aufbau des gemeinsamen Hauses, zusammen.

Hier nun stoßen wir auf einen anderen Paulus, nicht weniger fremd als der kantige: Paulus als loyaler Diener der Ekklesia. Das große Projekt des Paulus ist die auf dem Apostelkonvent vereinbarte Kollekte für Jerusalem (Gal 2,10). Seine Briefe lassen deutlich werden, mit welchem Elan er – „Zwischenfälle“ oder nicht – an diesem Werk gearbeitet hat. Die Sammlung ist im Rahmen der reichsrömischen Patronagekultur zu verstehen. Sie ist realsymbolischer Ausdruck der dankbaren Verbundenheit der paulinischen Gemeinden mit der judenchristlichen Mutterkirche in Jerusalem. Es spricht viel dafür, dass Paulus letztlich ein Martyrer dieses kirchlichen Versöhnungsprojekts geworden ist. Um die Jerusalemer Judenchristen günstig für die Annahme der Kollekte zu stimmen, hat er sich nach der Apostelgeschichte auf Rat des Herrenbruders Jakobus an der Auslösung von Nasiräern beteiligt. Dabei ist er als Tempelschänder verhaftet worden (vgl. Apg 21,18–36). Dass er sich an einem frommen Gesetzeswerk in der Form des Tempelopfers beteiligt hat, stößt in der Exegese auf Skepsis. Derlei Verstoß gegen lutherische Prinzipientreue will man ihm nicht zutrauen. So wenig wie das verwandte Gelüb-



de, nach dem er sich zu Kenchreä den Kopf hat scheren lassen (Apg 18,18). Oder gar: Er, der Verfasser des Galaterbriefs, habe mit Rücksicht auf die ortsansässigen Juden eigenhändig den Timotheus beschnitten (Apg 16,3).

Man erklärt dies wohl zu eilfertig als Fiktionen des Lukas, denn so sperrig soll der Apostel nun doch nicht sein, dass er sich gegen unsere Vorstellungen von Sperrigkeit sperrt. Jedoch scheinen mir die historischen Zweifel unbegründet. Paulus erklärt sein Freiheitsverständnis einmal damit, dass er sich selbst gebunden habe, um allen alles zu werden: den Juden ein Jude, den Gesetzlosen ein Gesetzloser, den Schwachen ein Schwacher (1Kor 9,19–23). Der Vertrauensglaube ist das Standbein; die οἰκοδομή, der konkrete Nutzen für konkrete Menschen, ist das Spielbein. Ein Anwendungsfall ist der berüchtigte Streit um das „Götzenopferfleisch“. Eine profane Schlachtung kam in der Mittelmeer-Gesellschaft faktisch nicht vor; das Fleisch auf dem Markt stammte aus Opfern an die paganen Gottheiten. Aus der Sicht vieler Urchristen – brüsk etwa der Seher Johannes von Patmos – war es daher für einen Christus-Gläubigen nicht statthaft, solches Fleisch zu essen. Paulus nimmt differenziert Stellung: Da pagane Gottheiten nichts sind, ist jeder Christ frei, davon zu essen. Wenn aber ein Mitchrist daran Anstoß und im Glauben Ärgernis nimmt, soll der Glaubende so frei sein, auf diese Freiheit zu verzichten – nicht aus Angst vor den Götzen, sondern aus Rücksicht auf das Gewissen seiner schwächeren Mitchristen (vgl. 1Kor 10,23–33; Röm 14). Diese pastorale Lösung verdankt sich dem Kirchenbild des Paulus, das, wie wir sahen, ganz in der partizipativen Christologie wurzelt: Die Kirche ist Leib Christi, und seine Glieder sind aufeinander verwiesen, wenn der ganze Organismus leben und wachsen soll (1Kor 12,12–30). Dass es dem von seinem Naturell her eher kompetitiv veranlagten Paulus gelungen ist, mit diesem Kirchenbild von innen her, also nicht nur mechanisch, kooperative Strukturen aufzubauen, ist zweifellos eines der Erfolgsrezepte seiner Weltmission.

## 2.4 Geist (πνεῦμα)

So haben wir zwei Pauli kennengelernt: den kompetitiv-kämpferischen Paulus, der um der Erlösungsbotschaft willen zum rhetorischen Schwert greift, und den kooperativ-irenischen, der um der Ekklesia willen die Friedensfahne schwingt. Nun bleibt zu fragen: Woher nimmt er einerseits das Selbstbewusstsein, mit dem er die Welt verändert hat? Woher nimmt er andererseits die Mäßigung, die ihm half, sich selbst zu verändern?

Hier sind wir beim Thema: Paulus von innen. Pointiert: Paulus ging in sich, und er traf dort tatsächlich jemanden an. Er nennt ihn auch den ἔσω ἄνθρωπος. Wir haben eingangs von den Peristasenkatalogen gesprochen. Sie sind keine haltlose Schluchzerei, sondern wollen offenlegen, woraus der Apostel lebt, welchen Halt er hat. Am Ende eines solchen Katalogs heißt es:

Wir brennen nicht aus. Vielmehr: Wenn auch unser äußerer Mensch zerrieben wird, unser innerer wird neu geschaffen von Tag zu Tag. Denn das, was uns im Augenblick geringfügig bedrängt, bewirkt uns grenzenlose Fülle in Gottes Machtglanz. Denn wir achten nicht auf das, was sichtbar wird, sondern auf das, was unsichtbar bleibt. Denn das Sichtbare ist zeitlich begrenzt, das nicht Sichtbare ewig. (2Kor 4,16–18)

Diese Selbstmitteilung hat drei Dimensionen:

(1) die *Begrenztheit der individuellen Existenz* (vgl. 2Kor 5,1–10): Der Mensch hat sein irdisches Zelt in höchst absehbarer Zeit zu verlassen. Daraus folgt zweierlei: Er muss den Tag ausschöpfen, denn jeder Tag wird angesichts des Gerichts zu einer Aufgabe, die zu verantworten ist. Dann aber auch – und dies begrenzt die Verantwortung und ermöglicht Gelassenheit: Er darf sich dabei nicht allzu ernst nehmen, denn er selbst ist weder der Erlöser noch der Richter. „Don't take life too seriously. It's just a temporary matter“.

(2) die Maßstabsrelevanz des Ewigen: Paulus sieht die Welt nicht aus einer selbstfixierten Binnenperspektive, sondern von Gott aus. Er blickt „pneumatisch“ auf die Welt. Er sieht sie gleichsam wie einen Teppich, der von unten betrachtet nichts als ein wirres Knäuel von Knoten darstellt, der aber von oben sinnvolle Muster ergibt. So erklärt sich sowohl die Angstfreiheit, mit der Paulus Galle speit, als auch die Selbstrelativierung, die ihn aus Zuneigung zum sozialen Christus-Leib Kreide schlucken lässt. Er sieht auf die Muster, nicht auf die Knäuel. Wer die Welt *sub specie aeterni* betrachtet, nimmt die irdischen Risiken und Erwartungen erlöster in den Blick: „Begegnet dir ein Riese, so musst du auf den Stand der Sonne achten: Vielleicht handelt es sich nur um den Schatten eines Zwerges“.

(3) die Entdeckung des Gewissens: Das alles drängt zu Konkretion. Wie also beurteilt man konkret die existentiellen und ethischen Fragen des Lebens? Auch hier findet Paulus seinen Maßstab einerseits in sich selbst, andererseits aber nicht in seinem Ego:

Ein Sinnenmensch nimmt nicht an, was vom Geist Gottes kommt; denn es ist ihm Dummheit, und er kann es nicht erkennen, weil es nach geistigem Maßstab verlangt. Der Geistesmensch aber beurteilt alles, ohne von jemandem beurteilt zu werden. Denn ‚wer erkannte den Sinn des Herrn, dass er ihn belehren könnte?‘ (Jes 40,13) Wir aber haben den Sinn Christi! (1Kor 2,14–16)

Kein Zweifel, so könnte auch der Gottprotz reden, dessen inflationäre Persönlichkeit die eigene Denkungsart mit dem Heiligen Geist verwechselt. Tatsächlich befinden wir uns bei diesem Absatz an den faszinierenden Anfängen des christlichen Gewissen-Motivs, etwa zeitgleich mit Seneca. Paulus hat diesen Begriff, die *συνείδησις*, in die Ideengeschichte der Christenheit eingeschrieben. Sie ist ihn durch alle Jahrhunderte hindurch und sehr oft zur gewaltsamen Erbitterung weltlicher wie kirchlicher Verantwortungsträger, kirchlicher wie

weltlicher Mehrheitseigner nicht mehr losgeworden – und wird ihn nie mehr loswerden.

Im Unterschied zum Gottprotz ist das Gewissen für Paulus aber nicht einfach egomane Berufungsinstanz. Denn es ist durch Gottes Pneuma geprägt. Dieses Pneuma ist keine gasförmige Dehnmasse, mit deren Hilfe man rechtfertigen kann, was zu rechtfertigen einem beliebt. Es wirkt vielmehr als alltäglich-lebensweltliche Macht, und daher wird es anhand greifbarer und auf die Gemeinschaft der Glaubenden bezogener Kriterien erkannt, die Paulus auch benennt und in seinen eigenen Problemlösungen anzuwenden pflegt (vgl. z.B. Gal 5,13–26). Der Apostel verortet das Gewissen in der unvertretbaren Du-zu-Du-Relation mit Gott, verbindet es mit dem Gedanken der οἰκοδομή, des lebensweltlichen Nutzens im Zeichen konkreter Zuwendung, und bettet es in die charismatische, intellektuelle, affektive Situation des Entscheidungsträgers ein.

In diesem Sinn ist das Bild vom „Geist atmen“ in unserer Überschrift zu verstehen. „Der Kyrios ist der Geist. Wo aber der Geist des Kyrios ist, da weht Freiheit“ (2Kor 3,17). In diesem Satz liegt das Geheimnis eines geraden Charakters, erprobt im Gegenwind.

Kehren wir noch einmal zu dem Schlüsselverb στοιχῶ – im Einklang stehen zurück. Es taucht ein zweites Mal auf, und zwar abermals in einem prägnanten Kernsatz, diesmal als Chiasmus geboten: εἰ ζῶμεν πνεύματι, πνεύματι καὶ στοιχῶμεν (Gal 5,25). – „Wenn wir durch den göttlichen Geist leben, lasst uns mit dem Geist im Einklang stehen!“ In Gottes Pneuma verankert, wird das Rückgrat stark: sowohl fest als auch flexibel.

## 3. Der erinnerte Paulus.

Oder: Gezähmt, geknebelt, ausgebrochen

Eine religiöse Frage ist nur entweder  
 Lebensfrage oder sie ist (*leeres*) Geschwätz.  
 Dieses Sprachspiel – könnte man sagen –  
 wird nur mit Lebensfragen gespielt.  
 Ganz ähnlich, wie das Wort ‚Au-weh‘  
 keine Bedeutung hat – ausser als  
 Schmerzensschrei.

LUDWIG WITTGENSTEIN<sup>15</sup>

Der eigenwillige Charakterkopf Paulus hat heilsam Unruhe gestiftet, auch und gerade nachdem er von seinem Rumpf getrennt worden war. Die Theologiegeschichte des späten ersten und zweiten Jahrhunderts ist weithin auch ein Ringen um das rechte Verständnis des Paulus<sup>16</sup>. Die Johannes-Offenbarung, die sich seinem ureigenen Missionszentrum zuwendet, ignoriert ihn, und zwar offenkundig gezielt. Die Pseudoklementinen zeigen Spuren eines urchristlichen Antipaulinismus. Tertullian sieht Paulus verärgert zum *haereticorum apostolus* (*adv. Marc.* 3,5,4) avancieren, womit sein beunruhigendes Potential sachgerecht erfasst ist. *Amore Pauli* habe er gehandelt, versichert treuherzig jener Presbyter, den man beim Fälschen von Paulus-und-Thekla-Akten erwischt (*Tertullian, de bapt.* 17,5), durch die ein zwittriger Paulus schwebt, der Züge eines blasen Engelwesens mit denen eines krassen Drückebergers vereint und dessen Zentralbotschaft die Enthaltensamkeit ist. Umso wichtiger schien die Heimholung des gefährlichen Apostels durch die großkirchliche Gedächtnisarbeit.

Entschieden integriert die Apostelgeschichte den sperrigen Völkermissionar in die *Una Sancta*; die Deuteropaulinen (*Kol*; *Eph*) bauen seine Ekklesiologie aus und sichern seine Endzeitbotschaft (*2Thess*); die Tritopaulinen (*Pastoralbriefe*: *1Tim*, *2Tim*, *Tit*) zähmen seine ungestüme Wesensart für ein überlebensfähiges Christentum. Neben dem theologischen

Vermächtnis, das Paulus selbst mit feuriger Feder in den Römerbrief diktierte, entstand ein zweites: seine fiktive Abschiedsrede vor den Presbytern von Ephesus (Apg 20,17–35), und ein drittes, aus Schülerhand: der Zweite Timotheusbrief. Beiden Dokumenten geht es um eine Art Heiligenverehrung und, damit verbunden, um die Wahrung des rechten, durchaus hausbackenen Glaubens. Als Schutzpatron wurde Paulus hier zweifelsfrei erkannt.

Wir feiern Petrus und Paulus heute am gleichen Festtag. Dies ist weniger Ausdruck lebenslangen herzlichen Einvernehmens zwischen den beiden als eine frühe stadtrömische Versöhnungsstrategie, in deren Folge es nachgerade zur Hauptaufgabe des Paulus wurde, den Petrus zu umarmen<sup>17</sup>. Und so, als Integrationsfigur, hat er sich dem sozialen Gedächtnis der Kirche eingepägt.

Man mag solche Zähmung des Widerspenstigen bedauern. Aber es wäre nach Max Weber<sup>18</sup> wissenssoziologisch naiv anzunehmen, dass sich charismatisches Gründerpathos perpetuieren ließe. Strukturelle Verstetigung und religiös-ethische Alltagserdung (mit all der Verflachung, die sie mit sich bringen können) sind kein geschichtlicher Betriebsunfall oder „Verrat am Ursprung“, sondern unumgängliche soziale Entwicklung. In der Hitze theologischer Auseinandersetzung und in den Wärmeströmen kirchlicher Heimatbildung ließen sich die Botschaft, gar der Charakter des Paulus ganz sicher nicht in gefrorenem Aggregatzustand durch die Jahrhunderte weiterreichen. Die paulinische Theologie war auf Fortdenken angelegt, und sie ist fortgedacht worden, das heißt auch: umgebaut, angepasst, vermischt, verändert, erweitert und verengt. Daneben ist die biographische Legendenbildung nicht zu unterschätzen, denn in den Sternstunden der Paulus-Rezeption wurde weniger (abstrakt) die Theologie in ihrer historischen Urgestalt wiederentdeckt als (plastisch) die Persönlichkeit des Apostels. Solche Erinnerungsarbeit ermutigte dann zu *eigenen* theologischen Umbruchleistungen.

Paulus also verkündete das Rückgrat, und was kam, war das kirchliche Sitzfleisch. Aber es musste kommen, damit das paulinische Evangelium die Menschen erreichte. Die wissenssoziale Leistung besteht dann – auch heute – darin, beides zu vereinen: den Schlüssel des Petrus, der Bewährtes bewahrt, und das Schwert des Paulus, das notfalls neue Wege freischießt. Dass die stadtrömische Christenheit diese Synthese zustande gebracht hat, gehört zu den Leitfaktoren ihrer altkirchlichen Erfolgsgeschichte.

Eine andere Syntheseleistung des kollektiven Gedächtnisses der Kirche ist der biblische Kanon. Hier blieb die unbequeme Erinnerung an den Apostel mit gleich sieben Briefen erhalten. Wann immer die Theologie zu graumäusig wurde, ihre Vertreter zu geleckert, ihr Denkstil zu konform, dann stand aus diesem Kanon inmitten der Zwergenschar die authentische

Persönlichkeit des Apostels auf und wirkte Gigantisches: Augustinus – wie vor ihm auf seine Weise Markion – entdeckte ihn in gewaltiger Einseitigkeit als Pionier der Gnade. In seiner Wahrhaftigkeit und mit seiner Wahrheit stand er, abermals einseitig, Martin Luther vor Augen, als dieser die Reformation mit dem Römerbrief begründete. Er hat Kierkegaard inspiriert, mehr noch und erneut mit dem Römerbrief Karl Barth, als der dem allzu verwechselbaren Kulturprotestantismus den Fehdehandschuh hinwarf. Im katholischen Raum, so wünschte ich mir, sollte er sich beizeiten entschiedener als bisher aus der Umarmung des Petrus lösen und wieder eigenständiger reden. Auch Petrus ist ja oft eher damit gedient, intensiv zuzuhören als innig umarmt zu werden.

Wenn es je eine Zeit gegeben hat, die diesen „Stachel im Sitzfleisch“ brauchte, dann ist es unsere. Weniger dadurch, dass man Pauli Denken epigonenhaft nachahmt, als dadurch, dass man jene Trias wiederfindet, die uns auf seinen Spuren vor Augen trat: geistliche Tiefe durch Christus, daraus motivierte individuelle Charakterstärke einerseits, daraus motivierte kirchliche Bindung andererseits. Ich möchte vier Bereiche nennen, in denen der Apostel als Schutzpatron des Rückgrats in der Kirche gerade heute gute Dienste leisten kann und soll.

#### a. Leidenschaft

Das Erste, was die Kirche heute von Paulus lernen kann, ist die Leidenschaft, mit der er glaubt und denkt und beides verbindet. Wer die Epistel hört, die der Lektor im Gottesdienst routiniert-erwartungslos verliest, wird zweifeln, ob irgendeiner der Zuhörer mit den Antworten, die der Apostel gibt, eine Frage verbindet, die ihn etwa im Trauerfall oder auf dem Sterbebett bewegt – oder doch zumindest vor dem Sonntagsbrunch. Wer die abgeschliffen-austarierten Schreibstubenformeln der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ (des Lutherischen Weltbunds und der Katholischen Kirche) liest, wird



nicht auf den Gedanken kommen, dass mit dieser Botschaft bei Paulus einmal vulkanische Kraft verbunden war. Zweifellos, charismatisches Gründungs-pathos lässt sich nicht perpetuieren. Aber die nun gänzlich uncharismatische Bürokratie, mit der in den deutschen Diözesen der Glaube oftmals verwaltet wird, ist ein stimmiges Argument gegen den Glauben selbst. Denn offenkundig vermag er selbst jene Behördenwaller nicht zu begeistern, die ihn „gepachtet“ haben und unter amtlicher Beobachtung halten. Zumindest in ihrer deutschen Mehrheitsversion ist die Glaubensbürokratie der Triumph, den die sitzfleischliche Verlängerung über das paulinische Rückgrat errungen hat.

Wir Theologen machen die Leidenschaftslosigkeit nicht gerade wett. Viele Jahre unseres Lehrerdaseins verbringen wir damit, Dritten umständlich zu erklären, was wir bei Vierten gelesen haben, welche Erlebnisse Fünfte vor zweitausend Jahren mit dem Glauben hatten – möglicherweise. Dass wir selbst derlei Erlebnisse teilen könnten, dürften Sechste definitiv ausschließen. Noch so erregte „Statements“ und „Papers“, die Theologen in die mediale Öffentlichkeit tragen, erregen sich oft eher über die Frage, warum die Kirche nicht dem Mainstream entspricht, als über die, welche glaubwürdige Alternative das Evangelium den Mächtigen und Mehrheiten zu bieten hat. Der Autoritätsverlust auch theologischer Verantwortungsträger hat mit diesem Authentizitätsverlust durchaus zu tun. Das Problem, das sich von Paulus her stellt, ist nicht, dass Jesus die Gottesherrschaft verkündet hat und stattdessen die Kirche kam, sondern dass er (mit Kierkegaard gesagt) Nachfolger berief und stattdessen Dozenten kamen.

#### b. Freude am Gegenwind

„Wenn überhaupt keine Winde wehen – hat sogar der Wetterhahn auf dem Kirchturm Charakter“<sup>19</sup>. Die Peristasenkataloge führen vor Augen, dass der Glaubende die Kraft des Pneuma

im eigenen Rücken vor allem dann spürt, wenn Gegenwind herrscht. Es scheint nicht so, als habe Paulus darunter gelitten, dass seine Gemeinschaft als verschwindend kleine Gruppe in einer christenfeindlichen Mehrheitsgesellschaft frieren musste: Als Paulus begann, gab es weltweit nicht einmal 1000 Christen, etwa 0,017 Promille der Reichsbevölkerung, etwa ein Zehntel der Mitglieder einer beliebigen Münchener Pfarrei<sup>20</sup>.

Nichts hämmert den Charakter besser heraus als die Notwendigkeit, für die Wahrheit dessen, was man glaubt, einstehen zu müssen. Es ist von daher durchaus unbiblisch, der Adenauer-Ära mit ihren volkskirchlichen Bequemlichkeiten nachzutruern. Jede Zeit ist Kairos, jede hat ihre Schwächen und Stärken. Ganz gewiss ließe sich von Paulus christliches Selbstbewusstsein lernen. Christen sind – heute wie in urchristlichen Zeiten – höchst geerdete Wesen aus anfälligem Fleisch und leicht kochendem Blut. Das hat Paulus schon deshalb nicht übersehen, weil er es täglich am eigenen Leib spürte. Aber an einer Stelle sind Christen noch immer so konkurrenzlos, wie sie es damals waren: Ihr Signifikanzmaßstab liegt in einem personalen Verhältnis begründet, das durch die Plausibilitäten der Mächtigen und Mehrheiten nicht berührt wird.

Die Aussage „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“ (Röm 1,16) besitzt den ganzen Charme, den Tapferkeit zu entfalten vermag. Agenturen, vermutlich mehrheitlich von nichtchristlichen Wirtschaftsexperten gesteuert, die Werbeaktionen für die Kirche projektieren, sind im paulinischen Sinn nicht authentisch. Man mag sich den Kommentar des Paulus vorstellen, wenn bei Katholiken- und Kirchentagen das Kreuz als Emblem verborgen wird hinter hüpfenden Delphinen nach Flipper-Art, die dann die Werbeplakate, Bettbezüge, T-Shirts, Kaffeetassen und Kugelschreiber zieren. Für Paulus war Verkündigung Teilhabe an der eigenen Christus-Beziehung. Vielleicht beauftragt man nur dann professionelle Werber, wenn man selbst keine solche Beziehung mehr hat. Wie hatten wir

bei Quintilian gelesen? *Certe melius persuadebit aliis qui prius persuaserit sibi* – „Ganz sicher wird einer andere umso eher überzeugen, der sich zuvor selbst überzeugt hat“.

### c. Konfliktkultur

Wozu es führt, wenn kirchliche Verantwortungsträger Konfliktvermeidung höher schätzen als die Sache des Evangeliums, für die einzustehen sie feierlich beanspruchen, zeigen in diesen Tagen die Nachrichten: missbrauchte Kinder, missbrauchte Körper, missbrauchte Seelen, gebrochenes Rückgrat. Wenn ich richtig informiert bin, besteht das, was den Kindesmissbrauch zum spezifisch kirchlichen Problem macht, nicht im Quantum der vorkommenden Fälle – die sind in der Restgesellschaft zahlreicher und gravierender. Das spezifisch kirchliche Problem liegt darin, dass die Verantwortlichen gesehen und geschwiegen haben. Die Aufarbeitung dieser Krise wird sich an einer schlichten Alternative messen müssen: Geht es jetzt auf neue Weise darum, Konflikte – etwa ungünstige Pressemeldungen, aufgebrauchte Öffentlichkeit – zu beruhigen, sei es durch symbolische Bußübungen, zu denen man tunlichst Presse und Kameras einbestellt, sei es durch spirituelles Wortwerk? Oder nimmt man das Geschehen und seine Folgen geradlinig, wahrheitsfähig und konsequent vor Gott und den Opfern auf sein Gewissen und in seine Agenda? Vor allem: Wird man, auch wenn das öffentliche Interesse längst wieder anderen Themen zugewandt ist, wahrhaftiger sein, als man es in der Vergangenheit war? Dies gilt weit über die jetzt aktuelle Problematik hinaus. Die jüngsten Skandale sind die Spitze des Eisbergs, und dessen Verdrängungsmasse unter der Wasseroberfläche scheint mir immens. Paulus, der in einem Milieu wie Korinth wirkte, kannte das kirchliche Zwielficht sehr wohl. Und dennoch: Die Nacht ist kein Argument gegen die Sonne, der Schatten kein Argument gegen das Licht, und am allerwenigsten sind die Sünde, die Schädlichkeit und das

Elend ein Argument gegen die Erlösung. Sofern die, die sie verkünden, auch in ihrem Handeln an sie glauben.

Damit rühren wir an das Problem, dass in der katholischen Kirche Konflikte als ungesund, unbiblich, sündhaft gelten. Die Skandalvermeidung, der Schutz der Mutter Kirche vor einem üblen Ruf bei den Kindern dieser Welt, gilt als frommer Zweck. Bei der Auswahl bischöflicher Verantwortungsträger scheint mir die mausgraue Schwarmintelligenz mitunter kriteriell zu stark gewichtet zu sein. Auf der anderen Seite geraten Theologen, die – nicht ohne narzisstisches Dissidenten-gehabo – den werbewirksamen Konflikt suchen, in eine (im beruflichen Leben völlig ungedeckte) Heldenrolle. Wenn auf jener Seite die paulinische Charakterstärke, auf dieser Seite das paulinische *sentire cum ecclesia* stärker zur Geltung käme, könnte sich eine kirchliche Konfliktkultur entwickeln, die diesen Namen verdiente. Dazu gehört freilich auch der Gegenstand des Konflikts: Oft geht es eher um persönliche Beziehungsprobleme, Karriereblockaden, ridiküle Ritenfragen, Balgerei um Banalitäten. Währenddessen glauben zwei Drittel der Deutschen nicht mehr an den Auferstandenen; währenddessen werden in den Normalpfarreien jährlich weitere Bankreihen abgebaut; währenddessen gewinnen Tarotkarten und magische Heilsteine tiefere Glaubwürdigkeit als der personale Gott. Es ist, als stritten die Schiffsführer mit Leidenschaft um die Speisekarte im Bordrestaurant, während das Schiff leckgeschlagen untergeht. Hier von Paulus lernen heißt: sich auf die Konflikte konzentrieren, die sich wirklich lohnen, und die Kraft, die mit pygmäenhaftem Schattenboxen vergeudet wird, einsetzen, um andere vom Glauben zu überzeugen.

#### d. Stachel im Fleisch

Seit dem zweiten Jahrhundert dient Paulus, wo er theologisch dient, der Legitimation des je eigenen Denksystems. Als Korrektiv dient er nahezu nie. Das sichere Kennzeichen eines

durchaus mangelhaften Paulus-Verständnisses liegt darin, mit ihm ganz einverstanden zu sein<sup>21</sup>. Von daher lohnt sich der Blick auf Friedrich Nietzsche, der über all die Jahre seines wuchtig-gereizten Denkens mit Paulus niemals fertig wird, wieder und wieder auf ihn zurückkommt, als sei der jüdische Apostel Teil des Problems, das sich der Dionysos-Jünger selbst ist: Der Gesetzesknecht leidet an seinem unbeherrschten Willen zum Selbst und schafft sich seinen Erlöser. Paulus ist für Nietzsche „der erste Christ, der Erfinder der Christlichkeit“: eine der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen, ein abergläubischer und verschlagener Kopf, hart, böse, hitzig, sinnlich, melancholisch, böseartig im Hass, von ausschweifender Herrschsucht<sup>22</sup>. „Ein Gott, für unsere Sünden gestorben; eine Erlösung durch den Glauben; eine Wiederauferstehung nach dem Tode – das sind alles Falschmünzereien des eigentlichen Christentums, für die man jenen unheilvollen Querkopf (Paulus) verantwortlich machen muß“<sup>23</sup>.

Mir scheint, in solchen Tiraden steckt mehr Bemühen um ein gerechtes Verständnis des „Querkopfes“ Paulus als im frommen Beipflichten. Wenn sich die Protestanten nicht mehr zähneknirschend an der Kirchlichkeit des Apostels reiben und die Katholiken seinen Freiheitswillen nicht als beunruhigende Anfrage an ihr eigenes Selbstverständnis empfinden, wenn vielmehr beide Seiten ein nichts als gutgemeintes Konsenspapier unterfertigen, dessen Konsens im Wesentlichen darin besteht, dass Paulus harmlos sei, dann muss der Exeget darauf bestehen, dass Paulus noch immer vor den Mauern „auszugraben“ ist – tiefer und theologischer, als dies im Jubeljahr zu Rom geschah: „Eine Kirche der wohl abgewogenen Ruhe bewegt, tröstet und ermuntert niemanden mehr. Sie verschwindet irgendwann im herzlichen Kopfnicken der verbliebenen Mitglieder“<sup>24</sup>.

Paulus ist nicht zu glorifizieren. Stuck steht ihm nicht. Er hatte Schwächen, er hat manches falsch gemacht, und er wusste das auch. Eines aber hat er richtig gemacht, und dies

anziehend konsequent: Er hat versucht, aus der Wahrheit und in ihr zu leben.

Ich komme ein letztes Mal auf den Peristasenkatalog zurück. Hier in München ist 1990 der Schriftsteller Horst Bienek gestorben<sup>25</sup>. 1951, an jenem Tag, an dem er, damals im Berliner Ensemble, von Stalins Geheimdienst verhaftet wurde, schloss sich sein Lehrer Bert Brecht rückgratlos in seinem Zimmer ein. Zu 25 Jahren Zwangsarbeit fand sich der Einundzwanzigjährige verurteilt. Man verbrachte ihn in das Straflager Workuta zwischen Nordural und Eismeer, im berühmigten Archipel Gulag. Eine Bibel gab es in Bergwerk-Schacht 29 natürlich nicht. Aber einen Zwangsarbeiter mit Rückgrat: ein litauischer Pfarrer, ein Herr von lutherischer Geradheit, der neben Bienek schaufelte, lebte und litt, und dies schon seit nationalsozialistischer Zeit. Wie es sich für einen lutherischen Pfarrer gehört, wusste er Texte aus der Luther-Bibel herzusagen:

Ich erinnere mich noch, wie er uns aus dem Zweiten Brief des Apostels Paulus an die Korinther vorgetragen hatte, in dem den Unterdrückten Trost verheißen wird, den Leidenden Sieg, den Gefangenen Freiheit, den Sterbenden Triumph. Ich hörte dem Pfarrer zu, ich hing an seinen Lippen, ich verzehrte wie Manna jedes Wort, jeden Satz.<sup>26</sup>

Das ist ein Peristasenkatalog. Für Bienek ist er nicht bloß Lektüre – wie für Brecht, der auf die Frage nach seinem stärksten Eindruck bekanntlich geantwortet hat: „Sie werden lachen: die Bibel!“ Bienek hatte nichts mehr zu lachen. Für ihn wurde Paulus verdichtetes Leben, befreiend im Modus der persönlichen Anrede, „Trost, Rettung, ja Kraft zum Überleben“ (109). Mit Paulus:

Das Übermaß unserer Kraft gehört allein Gott – es stammt nicht aus uns. Von allen Seiten bedrängt – doch ohne Angst. Ohne Weg vor uns – doch nicht ohne Ausweg. Gejagt – doch nie alleingelassen. Niedergeworfen – doch nicht zerschmettert. (2Kor 4,7f.)

„Es ist Literatur“, sagt Bienek, „gewiß, aber doch auch mehr als Literatur. Ich zitiere die Botschaft, und ich erzähle vom Leben“ (111). Seinem Vortrag vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung hat Bienek den Titel gegeben: „Paulus an die Korinther, an uns und an mich“.

## Anmerkungen

- 1 Die *Mystik des Apostels Paulus* (1930), Tübingen 1981 (UTB 1091), 366. – Der Vortrag im Rahmen der Reihe „Authentizität und Wahrheit im Glauben. Zur Rolle des Biografischen im religiösen Sprechen“ (WS 2010/2011; Kath.-Theologische und Ev.-Theologische Fakultät der LMU München) wurde am 18.11.2010 gehalten. Der mündliche Stil wurde für den Druck nicht verändert.
- 2 Abb. I: Schöpfung des Bildhauers Adamo Tadolini (1838), entnommen aus: [http://de.wikipedia.org/wiki/Paulus\\_von\\_Tarsus](http://de.wikipedia.org/wiki/Paulus_von_Tarsus) (mit freundlicher Genehmigung von M. Trischler; letzter Aufruf: 19.01.2012).
- 3 Abb. II: aus der Pauluskapelle in Santa Maria la Nuova (Monreale, 12. Jh.), entnommen aus: <http://thriceholy.net./JPGs/basket.jpg> (letzter Aufruf: 19.01.2012).
- 4 Die jüngere Forschung hat gelernt, dass auch Selbstdarstellungen nicht die dokumentarische Valenz haben, die man „Augenzeugenberichten“ gemeinhin zuschreibt. Ihr konstruktives Moment ist nicht zu unterschätzen. Zu einer psychologisch-psychiatrischen Annäherung: MONIKA GÖTTEL-LEYPOLD / JOACHIM HEINRICH DEMLING, Die Persönlichkeitsstruktur des Paulus nach seinen Selbstzeugnissen, in: E.-M. Becker / P. Pilhofer (Hg.), *Biographie und Persönlichkeit des Paulus*, Tübingen 2005 (WUNT 187), 125–148.
- 5 Vgl. näher KNUT BACKHAUS, *Evangelium als Lebensraum. Christologie und Ethik bei Paulus*, in: U. Schnelle / Th. Söding (Hg.), *Paulinische Christologie. Exegetische Beiträge*. FS Hans Hübner, Göttingen 2000, 9–31. Natürlich ist die Erschließung von „Persönlichkeit“, „Biographie“, „Charakter“ und „Frömmigkeit“ vor allem bei einem antiken Individuum stets dem Risiko des Anachronismus ausgesetzt und bedarf der steten methodischen Kontrolle; vgl. auch WALTER SPARN, *Einführung in die Thematik: „Biographie und Persönlichkeit des Paulus“*, in: Becker / Pilhofer (Hg.), *Biographie* (s. Anm. 4), 9–28.
- 6 Vgl. *Geschichten vom Herrn Keuner*, Frankfurt a.M. (1967) 1971, 7.20.
- 7 Dazu ausführlich WOLFHART HENCKMANN, *Der Wegweiser – oder: Über die Moral des Ethikers*, in: L. Tundo Ferente (Hg.), *La responsabilità del pensare*. FS Mario Signore, Neapel 2004, 309–322.
- 8 Zit. im Resümee von GÖTTEL-LEYPOLD / DEMLING, *Persönlichkeitsstruktur* (s. Anm. 4), 146.

- 9 So hieß es auf dem Gedenkstein des Königsberger Theologen Julius Rupp (1809–1884), der von seiner Enkelin Käthe Kollwitz gefertigt wurde.
- 10 Denkbewegungen. Tagebücher 1930–1932, 1936–1937 I: Normalisierte Fassung. Hg. v. I. Somavilla, Innsbruck 1997, 43 (marg. 73f.; Zeichensetzung durch L.W.).
- 11 Dazu eingehend HEIKKI RÄISÄNEN, Römer 9–11: Analyse eines geistigen Ringens, in: ANRW II.25.4 (1987) 2891–2939.
- 12 Mystik (s. Anm. 1), 366; vgl. ebd. 365f.
- 13 Vgl. GÜNTHER BORNEKAMM, Paulus, Stuttgart (1972) <sup>7</sup>1993, 208f. Zur Kritik an der Indikativ/Imperativ-Denkfigur BACKHAUS, Evangelium (s. Anm. 5), 10–14, sowie jetzt die ausführliche Diskussion in F.W. Horn / R. Zimmermann (Hg.), Jenseits von Indikativ und Imperativ. Kontexte und Normen neutestamentlicher Ethik I, Tübingen 2009 (WUNT 238).
- 14 Dazu eingehend JAMES D.G. DUNN, The Theology of Paul the Apostle, Grand Rapids, Mich. 1998, 390–412.
- 15 Denkbewegungen (s. Anm. 10), 91 (marg. 203; Zeichensetzung durch L.W.).
- 16 Vgl. GEORG STRECKER, Paulus in nachpaulinischer Zeit, in: Kairos 12 (1970) 208–216; ERNST DASSMANN, Der Stachel im Fleisch. Paulus in der frühchristlichen Literatur bis Irenäus, Münster 1979; ANDREAS LINDEMANN, Paulus im ältesten Christentum. Das Bild des Apostels und die Rezeption der paulinischen Theologie in der frühchristlichen Literatur bis Marcion, Tübingen 1979 (BHT 58); DERS., Der Apostel Paulus im 2. Jahrhundert (1989), in: Ders., Paulus, Apostel und Lehrer der Kirche. Studien zu Paulus und zum frühen Paulusverständnis, Tübingen 1999, 294–322; DERS., Paulus in den Schriften der „Apostolischen Väter“, ebd. 252–279.
- 17 Abb. III: aus der Pauluskapelle in Santa Maria la Nuova (Monreale, 12. Jh.), entnommen aus: [http://www.30giorni.it/articoli\\_id\\_20730\\_15.htm](http://www.30giorni.it/articoli_id_20730_15.htm) (letzter Aufruf: 19.01.2012).
- 18 Vgl. MAX WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft IV: Herrschaft (1921/22). Hg. v. E. Hanke, Tübingen 2005 (Max Weber-Gesamtausgabe I/22-4), 517–535; dazu auch: WOLFGANG SCHLUCHTER, Max Webers Analyse des antiken Christentums. Grundzüge eines unvollendeten Projekts, in: Ders. (Hg.), Max Webers Sicht des antiken Christentums. Interpretation und Kritik, Frankfurt a.M. 1985, 11–71; HUBERT TREIBER, Anmerkungen zu Max Webers Charismakonzept, in: Zeitschrift für Altorientalische und Biblische Rechtsgeschichte 11 (2005) 195–213.
- 19 STANISLAW JERZY LEC, Sämtliche unfrisierte Gedanken. Hg. u. aus dem Poln. übertragen von K. Dedecius, München 2007, 15.
- 20 So die (naturgemäß dokumentationsfreie) Schätzung bei RODNEY STARK, The Rise of Christianity. A Sociologist Reconsiders History, Princeton, NJ 1996, 7.
- 21 Der Kantigkeit des Paulus hat sich der kantige OTTO KUSS in einem noch immer lesenswerten Essay gewidmet: Die „Fremdheit“ des Paulus, in: Ders., Paulus. Die Rolle des Apostels in der theologischen Entwicklung der Urkirche, Regensburg (1971) <sup>2</sup>1976, 282–305.



- 22 So im langen Paulus-Aphorismus der Morgenröte (I), n. 68 (Bd. I, S. 1055–1058). Ich zitiere nach der Schlechta-Werkausgabe in drei Bänden, Darmstadt 1997.
- 23 Aus dem Nachlass der Achtzigerjahre, Bd. III, S. 656; vgl. ebd. S. 654–661; Antichrist, n. 42 (Bd. II, S. 1203f.). Zur Interpretation vgl. HANS HÜBNER, Nietzsche und das Neue Testament, Tübingen 2000, bes. 159–178.
- 24 So mit Blick auf die EKD-Synode der Kommentator der Süddeutschen Zeitung: MATTHIAS DROBINSKI, Der Kirche fehlt Unruhe, Süddeutsche Zeitung Nr. 258, 08.11.2010, S. 4.
- 25 Zum Folgenden vgl. WOLFGANG FRÜHWALD, Die Bibel als Literatur produzierende Kraft, in: H. Schmidinger (Hg.), Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts I: Formen und Motive, Mainz 1999, 39–47; ERICH GARHAMMER, Am Tropf der Worte – Literarisch predigen, Paderborn 2000, 20–26.
- 26 HORST BIENEK, Paulus an die Korinther, an uns und an mich, in: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1983, II. Lieferung, 108–112: 111.